

**Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte**

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 31/3 (2004)

DOI: 10.11588/fr.2004.3.63526

---

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

plus conservatrices et des plus cruelles pour les mouvements sociaux est une manière discutable d'évaluer l'économie du Second Empire ou la pensée laïque de la Troisième République. Affirmer que la paysannerie, grande bénéficiaire de la Révolution de 1789, aurait par la suite entraîné une stagnation, contredit un peu les analyses de cette même stagnation en termes de déficit démographique. Après son analyse par nation, l'auteur revient à une perspective plus transversale, en fait comparative, qui lui permet de comparer les économies, les évolutions démographiques, les tendances politiques et dans une certaine mesure religieuses et culturelles. La culture est une fois encore envisagée sous l'angle d'une extension de l'égalité qui reste évidemment schématique quand on constate, par exemple, que la diffusion de l'art par la gravure dans des couches moins fortunées de la société est déjà un phénomène du XVIII<sup>e</sup> siècle, et que les éditions d'ouvrages à bon marché s'engagent dès la première moitié du XIX<sup>e</sup> siècle. En revanche, on ne peut qu'apprécier l'attention qui est accordée au début de l'émancipation des femmes. L'Europe elle-même n'est pas analysée dans son insularité puisque Jörg Fisch accorde une grande attention à la constitution de colonies et surtout à ses effets en retour sur les économies française, anglaise ou allemande et les cultures nationales. On peut tout particulièrement apprécier que la très utile bibliographie soit précédée par une évocation des tendances historiographiques dominantes et des perspectives de la recherche. On pourra évidemment regretter que la perspective comparatiste ne mette pas assez en valeur les incessants mouvements et transferts qui s'opèrent au niveau social et culturel entre les divers pays composant l'espace européen, et que les clôtures nationales héritées du XIX<sup>e</sup> siècle soient encore trop prises au sérieux, même si les comparaisons marquent un progrès vers un décloisonnement. L'histoire du Schleswig, par exemple, fait partie de ces phénomènes qu'on peut analyser comme une correction des frontières allemandes ou comme un appauvrissement du Danemark mais qui peuvent avoir aussi leur autonomie comme forme de communication entre deux espaces culturels. Mais il est vrai que l'étude des passages exige un bilan préalable synoptique et de ce point de vue on dispose désormais d'une indispensable mise au point. Il s'agit là d'un excellent manuel, équilibrant bien les problèmes économiques et sociaux, agricoles et industriels, culturels et politiques et tout à fait propre à faire naître de nouveaux questionnements transnationaux chez les étudiants en histoire.

Michel ESPAGNE, Paris

Berit PLEITNER, *Die ›vernünftige‹ Nation. Zur Funktion von Stereotypen über Polen und Franzosen im deutschen nationalen Diskurs 1850 bis 1871*, Frankfurt a. M., Berlin, Bern (Peter Lang) 2001, 472 S. (Mitteleuropa – Osteuropa. Oldenburger Beiträge zur Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas, 3).

Die Studie versteht sich als eine vergleichend angelegte Diskursanalyse zu Stellenwert und Funktion nationaler Stereotype über Franzosen und Polen während der zwei Jahrzehnte, die der Gründung des Deutschen Reiches vorausgingen. Die 1999 an der Universität Oldenburg eingereichte Dissertation geht der Frage nach Inklusion und Exklusion gegenüber den beiden aus deutscher Sicht großen Nachbarnationen nach. Im Zentrum stehen die in sozialpsychologischer Hinsicht auf realer, imaginärer wie symbolischer Ebene zu interpretierenden Stereotypen über Polen und Franzosen. Als Quellenbasis dient ein Textkorpus von Zeitschriften, darunter »Die Grenzboten«, »Die Gartenlaube«, »Historisch-Politische Blätter für das Katholische Deutschland«, »Leipziger Illustrierte Zeitung« oder »Der Oldenburgische Volksbote« aus den zwei Jahrzehnten 1848/49 bis 1870/71. An diesen Korpus stellt die Autorin die zentrale Frage: »Welche Funktionen erfüllten nationale Heterostereotypen über Polen und Franzosen im deutschen nationalen Diskurs zwischen Revolution und Reichsgründung?« (S. 16) Mit dieser Fragestellung, die in einer explizit komparativen Perspektive den Blick auf zwei zunächst sehr heterogene Regionen richtet



und so nach Ähnlichkeiten und Unterschieden fragt, ist eine innovative, vielversprechende Ausgangssituation gewählt, zumal da sich im weiten Feld der Forschung zu Alterität, zur Relation von Fremd- und Selbstbildern sowie zu Stereotypen bisher kaum systematisch vergleichende Ansätze finden.

Die Arbeit ist in dreizehn aufeinander folgende Kapitel unterteilt. Den knappen, einleitenden Überlegungen zu Fragestellung und Begründung des gewählten Untersuchungszeitraumes, der bewußt auf die ›vermeintlich ruhigeren Zeiten‹ (S. 12) vor der Reichsgründung abzielt, folgen zunächst vier ausführliche Kapitel zum methodischen Rüstzeug der Arbeit. Der erste Abschnitt dieses Theorieteils widmet sich dem Komplex ›Nation als gedachte Ordnung‹. Vorgestellt werden verschiedene Ansätze, vornehmlich aus der jüngeren konstruktivistischen Nationalismusforschung. Referiert werden u.a. Interpretationen des Nationalen begonnen mit Karl W. Deutsch über Anthony D. Smith und John Breuilly zu Ernest Gellner, Benedict Anderson und Michael Jeismann. Nach vierzig Seiten und mehr als zwanzig Unterkapiteln, in denen die genannten und weitere Autoren jeweils knapp vorgestellt werden, folgt ein Kapitel zum Konstruktivismus. Hier steht Luhmanns soziologischer Konstruktivismus im Zentrum, dessen ›Soziale Systeme‹ aus der Sekundärliteratur heraus vorgestellt werden. Gestreift werden auch Aspekte wie Konstruktivismus in Sprachphilosophie und Mikrobiologie.

Das vierte Kapitel zu ›Überlegungen zur Diskursanalyse‹ setzt die Präsentation des theoretischen Rüstzeugs fort. Wie bereits in den vorangegangenen zwei Abschnitten werden eine Reihe von Definitionen vorgestellt und referiert. Bei einer Arbeit, die im Ansatz vom Konzept der Diskursanalyse ausgeht (S. 11f.), verwundert die Wahl der präsentierten Ansätze und der Schwerpunkte. Im Kontext von Definitionsansätzen, von Teilkapiteln wie ›Diskurs und Wirklichkeit‹ oder ›Diskurs und Macht‹ werden Autoren wie Jürgen Link, Michael Titzmann oder Wolfgang Teubert vorgestellt. Für eine Studie, in der es von Diskursen und Verknüpfungen unterschiedlicher diskursiver Ebenen – national, sozial, geschlechtsspezifisch, kulturell – sprichwörtlich wimmelt, bleiben Auswahl und Schwerpunktsetzung unklar, da zentrale Autoren wie Michel Foucault sowie der Poststrukturalismus französischer Provenienz weitgehend außen vor gelassen und lediglich aus sekundärer Literatur in oberflächlicher Form erörtert werden.

Abgeschlossen werden die – noch immer – einleitenden, theoretischen Kapitel mit einem ausführlichen Abschnitt zu Stereotypen sowie Definitions- und Forschungsansätzen zur historischen Stereotypenforschung. Teilkapitel informieren u.a. über ›social cognition-Forschung‹, ›social identity theory‹, zu Stereotypen als ›Bestandteil kognitiver Prozesse‹ oder ›naïve theories‹. Das Kapitel schließt mit Abschnitten zu Stereotypen und Linguistik und dem Versuch, Begriffe wie Klischee, Topos, Vorurteil und Symbol gegeneinander abzugrenzen.

Damit ist nach 130 Seiten das immense theoretische Gepäck geschultert. Dabei ergibt sich trotz – oder wegen – des hohen quantitativen Aufwandes an keiner Stelle ein kohärenter theoretischer Ansatzpunkt. Die Kapitel lesen sich wie ein Handbuch zu den einzelnen Themen Nation, Konstruktivismus, Diskursanalyse und Stereotypentheorie. Sie stehen unverbunden und fragmentarisch nebeneinander, in sich zersetzt mit einer Vielzahl von Zitaten, die keinen Forschungsansatz und keine Methode ergeben. Der Bezug auf den historischen Vergleich als zentrale Methode, wie sie einleitend erwähnt wird, und dessen Begründung als analytisches Instrument bleibt dagegen gänzlich außen vor. Der Versuch, die theoretischen Zugänge in Kapitel sechs auf drei Seiten zu bündeln, gelingt nicht.

Das siebte Kapitel stellt schließlich den Quellenkorpus vor. Zu den insgesamt neun Zeitschriften, aus denen das Bild der beiden Nachbarn im folgenden rekonstruiert wird, zählen neben den oben genannten die ›Frankfurter Lantern‹, ›Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte‹, ›Über Land und Meer‹ sowie die ›Rheinischen Volksblätter für Haus, Familie und Handwerk‹. Die Wahl der Zeitschrift als zentrales Medium der gesellschaftli-



chen Vermittlung von Fremdbildern für das 19. Jh. wird knapp begründet. Unbegründet bleibt, weshalb sich die Diskursanalyse ausschließlich auf Zeitschriften stützt, zumal die Autorin einräumt, daß die gewählten Quellen verhältnismäßig wenig Material und Aussagen zu Polen bieten (S. 146–153). Weshalb zentrale andere Quellen außen vor gelassen werden – für den Fall Polen ist an Gustav Freytags »Soll und Haben« zu denken, einer der erfolgreichsten Romane aus dieser Zeit –, bleibt unbegründet. Vage bleiben ebenfalls die Kriterien, die zur Auswahl der teilweise bekannten und weit verbreiteten, teilweise unbekannteren und regionalen Zeitschriften führten.

Nach knapp 160 Seiten sind die klassischen Aspekte einer Einleitung – Fragestellung, Methode, Theorie und Quellen – abgearbeitet, wobei zum Forschungsstand, an den die Arbeit in bezug auf das deutsche Frankreich- und Polenbild anknüpft, noch nichts gesagt ist.

Die Kapitel acht bis zwölf widmen sich schließlich dem Kernthema, der vergleichenden Analyse der Heterostereotypen über Frankreich und Polen und ihrer Funktion im deutschen, nationalen Diskurs. Das interessante Ergebnis dieses Vergleichs ist die strukturelle Ähnlichkeit der Stereotypen für zwei Nationen, Polen und Frankreich, die auf den ersten Blick wenig miteinander verbindet. Ausgehend von einem sich in der zweiten Hälfte des 19. Jh. verschärfenden nationalen Diskurses in Deutschland werden beide Nachbarn, ob als Region, Nation oder als pauschalisierter Nationalcharakter, generell negativ betrachtet (S. 222). Dabei wird dieser negative Diskurs über das Andere, deren zentrale Funktionen als »Integration zu einer Schutzgemeinschaft« mit gleichzeitigen »Aggressionen gegenüber der Außenseite« beschrieben werden, nicht allein auf das Moment des Nationalen reduziert. Der nationale Diskurs überkreuzt sich stets, so die Argumentation, mit anderen Diskurssträngen und Stereotypen, deren Ursprünge im sozialen oder kulturellen Bereich liegen. Der politischen Überlegenheit der Franzosen wird so die sittliche und kulturelle Überlegenheit der Deutschen gegenübergestellt (S. 183), ein bürgerlich geprägtes Deutschtum, das mit Fleiß und Sparsamkeit identifiziert wird, stehen Unvernunft und »polnische Wirtschaft« (S. 161) gegenüber, der vermeintlich deutschen Innerlichkeit und Ernsthaftigkeit stehen französische Leidenschaft und Sittenverfall gegenüber (S. 220, 224, 440). Immer wieder treffen in dieser Dichotomie des Positiven und Negativen, der Inklusion und Exklusion die Muster von »wir«, das sittliche Volk und die vernünftige Nation, auf der einen Seite, »ihr«, die unvernünftige, verdorbene Nation, auf der anderen aufeinander.

Das Ergebnis einer strukturellen Ähnlichkeit und Vergleichbarkeit der Heterostereotypen und ihrer Funktion im deutschen nationalen Diskurs ist plausibel. Dennoch bleiben mehr Fragen, als die Studie Antworten bieten kann. Eine entscheidende Frage wäre, wie das Ergebnis ausfiele, blickte man auf das Frankreich- und Polenbild jenseits der untersuchten zwei Jahrzehnte. Die Autorin hält sich eng an den gewählten Untersuchungszeitraum. So bleibt erklärungsbedürftig, was das Spezifische an dieser Zeit ist und ob der sich verstärkende nationale Diskurs als zentrales Erklärungsmuster erhalten kann für die überwiegend negativen Stereotypen, die – wie die »polnische Wirtschaft«, aber auch Autostereotypen wie Ordnung, Fleiß, Sparsamkeit oder Innerlichkeit – sehr viel älteren Ursprungs sind. Anders gefragt: Würde das Ergebnis einer prinzipiellen negativen Stereotypisierung in dem nachbarschaftlichen Verhältnis zu Polen und Frankreich um 1820 oder 1770 sehr viel anders ausfallen? Wenn das Ergebnis tatsächlich anders aussähe, wären der zeitliche Wandel und die Umschlagspunkte von Heterostereotypen erklärungsbedürftig. Solchen Entwicklungen kann eine starre Fixierung auf zwei Jahrzehnte nicht nachgehen. Hierzu hätte eine intensivere Auseinandersetzung mit der Literatur zum gleichen Thema vor 1850 und nach 1870 ausgereicht.

Bei aller Sympathie für die Vergleichbarkeit und plausibel erarbeitete Ähnlichkeit der Fremdbilder bleibt ein Unbehagen angesichts der unterschiedlichen Ausgangslage in den Vergleichsregionen Frankreich und Polen, die in einem Kapitel zu »Text und Kontext«



äußerst knapp behandelt wird. Gerade im Blick auf Polen verschlechterte sich das Bild seit den Teilungen mit den Aufständen von 1830/31, 1846/48 und schließlich 1863 bis hin zum »Kulturkampf« stetig. Ohne den ohnehin überfrachteten theoretischen Apparat noch umfangreicher machen zu wollen, hätte für den Fall Polen die Anknüpfung an die Debatten zum Kolonialismus bzw. die *colonial studies* anglo-amerikanischer Provenienz von Interesse sein können. Denn die Ähnlichkeit der gegenüber Polen fast durchgehend negativen Stereotypen, die in verschiedenen Punkten gegenüber dem Frankreichbild abweichen, mit französischen oder britischen Texten aus der Zeit des Kolonialismus ist frappierend.

Festzuhalten bleibt das Unbehagen gegenüber dem deutlichen quantitativen Mißverhältnis von Theorie, die knapp ein Drittel der Arbeit ausmacht, zudem reine Reproduktion ist und an keiner Stelle eine überzeugende Synthese darstellt, und einer unbefriedigenden Quellengrundlage. Unbefriedigend, da sie – vor allem für den Fall Polen – wenig ergiebig erscheint und damit die Frage der Repräsentativität und des Aussagewerts der gewählten Quellen problematisch erscheint. Zu konstatieren ist zuletzt die mangelhafte Redaktion des Bandes. Eine Fülle von Fehlern und Ungenauigkeiten im Text, aber auch in den Fußnoten bis hin zum Inhaltsverzeichnis werfen kein gutes Bild auf die Gründlichkeit dieser Studie und die Sauberkeit, die von einer Dissertation zu erwarten ist.

Bernhard STRUCK, Berlin

Hartmut KAELBLE, *Europäer über Europa. Die Entstehung des europäischen Selbstverständnisses im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. (Campus) 2001, 268 S.

Je näher die Menschen unseres Kontinents durch den stetigen Integrationsprozeß zusammengerückt werden, desto sicherer garantiert das im Titel plazierte Stichwort »Europa« die Aufmerksamkeit eines über die Fachkreise weit hinausreichenden Publikums. Im Falle der hier zu betrachtenden Untersuchung von Hartmut Kaelble ist dies nicht nur angemessen, sondern sogar wünschenswert.

Kaelble geht dem Wesen des europäischen Selbstverständnisses nach und skizziert seine heutige Beschaffenheit vor dem Hintergrund seiner sozialhistorischen Entwicklung. Die schematischen ideengeschichtlichen Ansätze der früheren Europaforschung, die die entscheidenden Entwicklungslinien bisweilen nur unzureichend herauszuarbeiten vermochten, werden durch Kaelbles explizit dynamischen Ansatz ergänzt und ermöglichen eine am übergreifenden Europadiskurs orientierte bewußtseins- und mentalitätsgeschichtliche Untersuchung. Als Quellenbasis dienen dem Autor vorrangig europäische Reiseberichte über die USA, die sich seit dem 19. Jh. und mit besonderer Intensität seit dem Ende des Ersten Weltkrieges zu einer Art Negativfolie des europäischen Selbstbildes entwickelten.

Kaelble verfolgt den Wandel des europäischen Selbstverständnisses präzise und quellennah, wobei er jedem bewußtseinsgeschichtlichen Zeitabschnitt ein prägendes Merkmal zuordnet. Die scheinbare *linea decrepita*, die der Verfasser von dem das 18./19. Jh. kennzeichnenden Überlegenheitsgefühl der Europäer über die Phase der Verunsicherung bis zur Bewußtseinskrise (1914er bis 1960er Jahre) zeichnet, entpuppt sich als letztlich konstruktiver Erneuerungsprozeß. Denn gerade der Tiefpunkt europäischen Selbstbewußtseins nach dem kollektiven Versagen in der Abwehr des Nationalsozialismus ermöglichte eine neuartige Entwicklung. Allmählich entstand ein qualitativ neues, die überkommenen Grundlagen einer bloß intergouvernementalen *balance of powers* überwindendes Selbstverständnis der Europäer, das mit der EGKS überraschend bald zur Gründung der ersten und bis heute weltweit einzigen supranationalen Organisation führte.

Doch begnügt sich Kaelble nicht mit einer chronologischen Darstellung der bewußtseinsgeschichtlichen Entwicklung. Vielmehr arbeitet er zu Beginn seiner Untersuchung anhand zahlreicher zeitgenössischer Quellen fünf Typen europäischen Selbstverständnisses heraus,